



Gab der Schau beim Sammler Duve den Namen: „Starcatcher II“ von Sebastian Hosu, 2024 (Ausschnitt)

SEBASTIAN HOSU/DUVE (BERLIN 13)

An der Grenze zur Bewegung

Die „Starcatcher“ des rumänischen Leipzigers Sebastian Hosu sind temporeich in den Raum gespannte Figuren. Deren geballte Körperlichkeit leuchtet nun in Berlin

INGEBORG RUTHE

Es sind halluzinatorische Szenarien – farbprall, lustprall, surreal. Auch existenziell, jedoch ohne Schwermut oder Anklage, eher neugierig bis staunend interessiert an der tagtäglichen Einheit und dem Kampf der Widersprüche des menschlichen Daseins, des Sinns und Trachtens, der Gesellschaft und der Natur. Und es sind Mal-Experimente mit der Unmöglichkeit, aus all den Widersprüchen harmonische, gar idyllische Einheiten zu bilden.

Für die „Sternenfänger“-Szenen des jungen Malers Sebastian Hosu aus dem siebenbürgischen Satu Mare – Absolvent der berühmten Kunstakademie von Cluj (Klausenburg) und danach im italienischen Turin und in Lüttich mit anschließender Meisterschülerzeit bei Heribert C. Ottersbach an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig – hat der Sammler Alex Duve sein großes Loft-Wohnzimmer an der Michaelkirchstraße ausgeräumt. Für diese hart in den Bildraum gespannten überrealen Wesen hat er die Möbel verbannt, sich nebenan mit einem Miniraum für den Alltag beschieden. Das macht der passionierte Kunstfreund viermal im Jahr. Mit Leidenschaft vor allem für ganz besondere Malerei der Gegenwart.

Hosu füllt im Gegenzug seinem „Galeristen auf Zeit“ die hohen weißen Wände mit Farbmagie. Seine zwischen Figuration und Abstraktion changierenden „Starcatcher“, diese Traum-Getriebenen, die nach den Sternen greifen, malte er im Atelier in der Leipziger Baumwollspinnerei im Stadtteil Plagwitz, da wo fast alle arbeiten, deren Namen mit Kunst made in Leipzig verbunden sind. Die Stadt wurde ihm



Am Beckenrand: Sebastian Hosu vor seinem Großformat „Floating Through Blue“ (2024)



Berückend: „Back into Blue Void II“ in der Berliner Schau

Wahlheimat, dort lebt er mit seiner Frau Johanna aus Berlin-Pankow und dem kleinen Sohn. War es Zufall oder Fügung, dass es nun zu dieser großen Ausstellung in Berlin kommen konnte, wo es hier doch schon gefühlt zehntausend andere Maler gibt?

Vielleicht beides. Jedenfalls fand der Malereifan und -kenner Alex Duve eines Tages vor seiner Tür einen Katalog mit den Bildern des jungen Rumänen. Das Buch hatte ihm ein Freund aus Leipzig einfach mal so hingelegt, nur mit der Notiz versehen: „Schau doch mal rein!“ Als Duve darin blätterte, war er, sagt er, „wie elektrisiert

von dieser Dynamik, den Farben, der Spannung von Körperfragmenten im Raum“. Von diesem Wollen und auch Können.

Die sinnaufwühlenden Ereignisbilder des jungen Malers aus Transsilvanien strafen das ganze blödsinnige Gerede vom Dahinsiechen der Malerei Lügen. Malerei wie diese ist zudem kein Quäntchen kopflastig konzipiert, kommt ganz ohne Theorien-Geschwurbel aus, meidet durch das Fragmentarische der Szenen das Erzählerische und ist dennoch emotional, packend lebendig, jung und alterslos zugleich.

Die beinahe betörend duftenden Ölfarbenformen scheinen zu atmen. Hosu arbeitet mit der Nass-in-Nass-Technik, expressiv bis zur Ruppigkeit, virtuos, intuitiv, spontan, manchmal verwischt. Die Motive seiner „Sternenfänger“ reifen tagelang in seiner Fantasie, dann setzt er so ein Bild, ganz klassisch mit Pinsel, Rakel, Sprühdose und von Hand, auf die große Leinwand, schiebt mehrere Farbschichten neben- und auch übereinander, noch ehe sie getrocknet sind. Hier und da lässt er etwas Bildgrund frei, so als könne da auch noch der Betrachtende seine eigenen Gefühle, Gedanken, Assoziationen dazusetzen.

Hosu malt, als seien die Ölfarben Butter: fett, weich, glänzend, ideal zu modellieren. Wie in einem Rausch wird alles zu Bewegungen, zu Fläche, Farbfeld oder Linie, miteinander in magischer Beziehung. Und alles hängt irgendwie mit allem zusammen. Die Motive sind von starker körperlicher Präsenz, nehmen einen förmlich mit auf eine Reise durch Raum und Zeit. Die dynamischen, oft fleischfarbenen Formen lassen menschliche Gestalten erahnen, zwischen Realität und Abstraktion, zwischen Materialisierung und Auflösung.

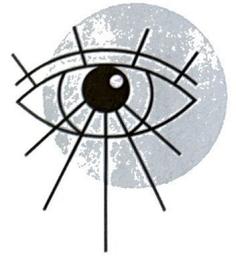
Die Farbpalette ist besonders: Viel Blau und Grün in satter Leuchtkraft, dazwischen Grasgrün, Orange, Gelb, Fleischfarbe. Es ist zu sehen und zu spüren: Das sind Hosus „Körpergefühlsfarben“ – Lustfarben, Schmerzfarben, Farben für Lebensstanz und Leidenschaft. Das ganze Bildgeschehen scheint zu vibrieren. In einem der Farbfelder aus sattem Oliv-, Schilf- und Frühlingsgrün und mit leicht schrillen Neontönen taucht eine kryptische, animalisch anmutende Figur mit dem Kopf eines Aliens auf.

Dieser „Außerirdische“ lässt zugleich an einen in der modernen Leistungsgesellschaft bekannten Sieg-um-jeden-Preis-Sportler denken. An einen Läufer, einen Ballspieler mit Schutzpanzer, wie beim gefährlichen American Football. Ein Arm stößt aggressiv nach vorn, in Richtung einer schwer deutbaren, im Raum einfach so hängenden Chiffre; während das Bein sich artistisch bis schmerzhaft verdreht in einem viel zu großen schwarzen Schuh, im Boden verankert, wie eine unverrückbare, den „Sternenfänger“ festhaltende Tradition (seiner in Kunstangelegenheiten noch sehr konservativen alten Heimat Rumänien?). Weiter vorn ist so etwas wie das Knie des zweiten Beines angedeutet. Auch auf anderen Bildern baumeln Körperteile im Nichts, hilflos oder wie manipuliert von einer unsichtbaren Macht.

Aber der „Sternenfänger“ stürmt weiter. So muss der Maler sich fühlen, wenn er mit seinen Bildern kämpft, angriffslustig, geschmeidig, schlagfertig, improvisierend – und geradezu einwandernd mit der Leinwand. Dauernd in Bewegung, das Motiv ständig verändernd, an der Grenze des Darstellbaren und im ständigen Widerstreit.

Es ist, als wäre nie endgültig entschieden, welche Beziehung die Figuren – diese Stehenden, Liegenden, die in Rückenansicht still Sinnenden – und der große weite Bild-Raum eigentlich haben. Diese Konstellation handelt Sebastian Hosu im Malprozess unablässig neu aus. Fragen über Fragen, aber es gibt keine letzte Antwort. Denn ein Rest Unfassbarkeit darf – muss – bleiben in der Kunst.

Starcatcher. Ausstellung bei Duve Berlin, Michaelkirchstr. 15, (3. Etage, Eingang B, Hof rechts, Lift). Bis 12. April, Besuch der Galerie bitte per Anmeldung; mail@duveberlin.com oder +49 172 2861575



Jenseits von Gut und Böse

Cooler Kolportage von 1952: „Die Spur führt nach Berlin“

CLAUS LÖSER

Am Anfang steht ein Mord. Auf der Aussichtsplattform des Berliner Funkturms wird ein zwielichtiger Mann von einem nicht minder zwielichtigen Mann niedergeschossen. Zeugin ist eine junge Frau, die entsetzt reagiert, sich aber selbst höchst verächtlich benimmt. Aus dieser Konstellation entwickelt sich ein abstruses Groschenheft-Karussell aus Polizeiermittlungen, den Aktivitäten einer Fälscherbande, aus Liebe und Eifersucht sowie diversen Ost-West-Verwicklungen. Hinzu kommt ein New Yorker Superman auf der Suche nach einem verschollenen Deutschen. Alles hängt irgendwie zusammen – nur wie?

Handlungslogik steht hier nicht im Zentrum des Interesses. Es wird Tempo vorgegeben, permanent angetrieben von einpeitschender Musik. Die meisten Darsteller chargieren, was das Zeug hält.

„Die Spur führt nach Berlin“ kam im November 1952 in die Kinos der Bundesrepublik, verschwand danach für lange Zeit. Heute fesselt der Film als vergnügliche Zeitreise in den vergessenen Kosmos der bundesdeutschen Kino-Kolportage. Er ist voller irrziger Wendungen, übertriebener Gesten und spekulativer Momente.

Vom reinen Unterhaltungswert abgesehen, entblättert das Werk zahlreiche Subtexte und spannende biografische Verflechtungen. Produziert und teils auch geschrieben von Artur „Atze“ Brauner, geht es auch um Verdrängungen und Sublimierungen aus der NS-Zeit, zum Zeitpunkt der

Die Kriegeruine des Reichstags wird zur Kulisse für einen episch inszenierten Showdown.

Premiere gerade mal sieben Jahre zurückliegend. Brauner, als Überlebender des Holocaust, mutet seinem frisch demokratisierten Zielpublikum dabei nicht zu viel zu. KZs werden diskret „Arbeitslager“ genannt.

Er greift im Plot die Devisenfälschungen durch die SS auf, stellt sich diese als Fortsetzung im geteilten Berlin vor. Anders als zunächst nahegelegt, geht es dabei nicht um einen von den Russen inszenierten Sabotageakt: Die Fälscher sind West-Berliner und handeln auf eigene Faust. Geschickt nutzen sie die Durchlässigkeit des gar nicht so Eisernen Vorhangs. Bei einer wilden Verfolgungsjagd entkommen sie durch das Brandenburger Tor in den Osten.

Überhaupt machen die Außenaufnahmen einen großen Teil des Reizes aus. Wir sehen ein teilweise leergeräumtes Charlottenburg oder den von Vegetation entblößten Tiergarten. Daneben die Versuche, Kriegsfolgen mit Neonlicht und Plakaten zu kaschieren. Der Clou: Ganz zuletzt wird das ruinöse Reichstagsgebäude zur Originalkulisse für einen episch inszenierten Schusswechsel zwischen Gut und Böse. Eine Szene spielt im von kyrillischen Graffiti übersäten Treppenhaus. Auf der östlichen Seite des Gebäudes stehen DDR-Vopos. Diesmal helfen sie ihren Westkollegen und vereiteln die Flucht der Bande.

Die Spur führt nach Berlin läuft im Rahmen der zyklischen Reihe „Berlin-Film-Katalog“ am 1. April (Ostersonntag) um 17.30 Uhr im Cosima-Filmtheater mit einer Einführung